



Horst Hohmann

Aus einem sehr traurigen Anlass

Brief an einen Freund, dem Kenia zur zweiten Heimat geworden war

Lieber Jupp, es hat in unserer Kindheit immer gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, wenn sich an schwülen Sommernachmittagen im „Neuhöfer Loch“ diese schwarz-grünen Gewitterwolken mit den gelben Schlieren drin auftürmten und – wie von einem unsichtbaren, mächtigen Turbo beschleunigt – dann rasend schnell auf unser kleines Dorf zukamen. Erschrocken zuckten wir hinter den angelaufenen Fensterscheiben jedes mal zusammen, wenn die Blitze niederfuhren und der Donner krachte - so als wäre gleich neben uns eine Kriegsbombe hochgegangen. Kannst Du Dich noch an das Gefühl von Ohnmacht und Angst erinnern, das uns Kinder in jenen Momenten packte, weil wir den Naturgewalten so hilflos ausgeliefert waren? Wie wir manchmal minutenlang den Atem anhielten und auf den nächsten „Einschlag“ warteten?

Als in der Karwoche die schreckliche Nachricht vom Massaker der islamistischen Al-Shabaab-Milizen auf dem Campus der Universität der nordostkenianischen Stadt Garissa kam, bei dem 148 Studenten im Kugelhagel der Glaubensfanatiker den Tod fanden, habe ich an diese Unwetter während unserer Kindheit denken müssen - wie sie oft „aus dem Blauen“ über uns hereinbrachen, wie wir zusammengekauert auf einer Eckbank saßen, wie uns das Lachen jedes mal schlagartig verging und wie wir in stummen Stoßgebeten hinterher immer dafür dankten, mal wieder mit dem Leben davon gekommen zu sein.

Du, lieber Jupp, wirst die Hiobsbotschaft aus Kenia vor allem deshalb als einen neuerlichen Dolchstoß empfunden haben, weil die Steinwüsten und Savannenlandschaften Kenias und auch die Dornensteppen, die sich von Garissa nach Osten bis zur somalischen Grenze und nach Norden bis nach Äthiopien endlos erstrecken, zu Deiner zweiten Heimat geworden waren. Weil Du die Menschen dort in Kenia – ganz gleich, ob sie Muslime, Christen oder Anhänger einer traditionellen Bantu-Religion waren - einfach nur als ein lebenslustiges und sinnenfrohes Volk in Erinnerung hast. Menschen, die feiern können. Menschen, die selbst bei schwerer Feldarbeit oder bei der mühsamen Suche nach neuen Weidegründen für ihr Vieh noch ein Lied auf den Lippen haben. Menschen, die sich oben am Turkano-See genauso wie am Fuß des Kilimanjaro auf Kisuaheli mit einem herzlichen „Habari ghani - wie geht´s?“ begrüßen und mit einem freudigen „Salama tu“ bekunden, dass sie mit sich selbst und mit ihren Mitmenschen „im Frieden“ leben - ohne in ihrem Herzen Groll, Rachedgedanken oder gar kriegerische Absichten zu hegen.

Für diejenigen, die Dich nicht kennen, mein lieber Freund, darf ich hier kurz erwähnen, dass Du als erfahrener Architekt für die AGEH, eine Misereor-Tochtergesellschaft, 1978 nach Kenia gegangen bist, um in der „Nyanza Building Cooperation“, einer genossenschaftlich organisierten Baufirma junge Männer für die verschiedenen Sparten des Bauhandwerks auszubilden oder, wie Du immer sagtest, „damit Matinda und Juma irgendwann mal beruflich auf eigenen Füßen stehen können“. Bei keinem Deiner späteren Mitarbeiter hast Du nach dem Tauschein gefragt oder wissen wollen, an welchen Gott er glaubt. Ja, und nicht mal im Traum wäre es Dir eingefallen, Führungsaufgaben beispielsweise von der Zugehörigkeit zum Volksstamm der Luo oder der Kipsigis abhängig zu machen.

Es freut mich, lieber Jupp, dass Du als sogenannter „Entwicklungshelfer“ (trotz aller selbstkritischen Einwände) nie verschwiegen hast, wie viele schlaflose Nächte Dich der beschwerliche Einstieg in die Sprachen und in die Kultur Deiner kenianischen Freunde gekostet hat. Wie Dich immer wieder heftige Malaria-Attacken ans Bett fesselten und wie Du in Deinem Pacheco-Geländewagen bei einer oft unerträglichen Hitze Tausende von Kilometern auf staubigen Schotterstraßen zurückgelegt hast, um neue Bauaufträge reinzuholen und an den oft

weit verstreuten Großbaustellen von Lagerhallen und Brücken „nach dem Stand der Dinge zu sehen“.

1997 musstest Du schließlich – krankheitsbedingt – nach Deutschland zurückkehren, musstest Dir eine kaputte Niere entfernen lassen und dann sehr schnell erkennen, dass an eine Rückkehr nach Kenia nicht mehr zu denken war.

Was Dich, lieber Jupp, zusammen mit unserem Freund Hans Burgmann, der sich - 82-jährig - noch immer unermüdlich für die Straßenkinder von Kisumu einsetzt, oder auch zusammen mit Deiner Cousine Therese Vogel, die oben am Mount Elgon seit über 30 Jahren als Ordensfrau und Krankenschwester tätig ist, von den fundamentalistischen Eiferern der Al-Shabaab unterscheidet, hat die brutale Zweckentfremdung Deines ehemaligen Dienstwagens durch die Mörder von Garissa gezeigt, als sie ein Jahr nach Deinem Abschied aus Kenia Deinen unter der Hand erworbenen Pacheco mit Sprengstoff beluden und in einer Selbstmordaktion das Strandhotel einer jüdischen Familie nördlich von Mombasa in die Luft jagten. Die Killer der Al-Shabaab (wie übrigens auch der IS-Milizen im Nahen Osten und die Boka-Haram-Terroristen in Westafrika) kommen nicht, um Kranke zu heilen, um Kindern eine gediegene Schulausbildung zu geben oder um Arbeitsplätze zu schaffen. Sie kommen als selbsternannte Scharfrichter mit fertigen Todesurteilen in der Tasche. Sie stürmen die Hör- und Schlafsäle ahnungsloser Studenten in Garissa und erschießen 148 künftige Lehrer, Verwaltungsfachleute, Techniker und Krankenpfleger, weil sie in ihrem christlichen Elternhaus keine muslimischen Gebete gelernt hatten.

Wir wissen, mein lieber Jupp, dass vielen unserer muslimischen Freunde in Kenia und im benachbarten Tansania genauso wie uns nach dem blutigen Überfall von Garissa noch immer blankes Entsetzen im Gesicht steht. Und wir sind uns mit ihnen einig, dass wir uns von niemandem – egal welcher weltanschaulichen Couleur – für „Glaubenskriege“ instrumentalisieren lassen.

Dort, wo sich unsere Vorfahren in der nordkenianischen „Wiege der Menschheit“ seit über 3 Millionen Jahren im „aufrechten Gang“ übten (weil sie des „Kriechens“ überdrüssig geworden waren), müssen im Kampf gegen den religiösen Extremismus neue Allianzen geschlossen werden.

Kardinal John Njue von Nairobi, mit dem Du, lieber Jupp, seit über 30 Jahren befreundet bist, hat zu Recht davor gewarnt, in Kenia von einer „Christenverfolgung“ zu sprechen. Wichtig sei vielmehr, so forderte er, zusammen mit den Muslimen gegen jede Art von menschenfeindlichem „Dschihad“ entschlossen Front zu machen.

Beste Grüße aus dem fernen Curitiba, Dein Horst!

PS. John Njue hat übrigens in seinem Krisen-Statement eigens hervorgehoben, dass neben der Seuche des religiösen Extremismus auch die verheerende Seuche der Korruption mit vereinten Kräften bekämpft werden müsse.

Joseph „Jupp“ Reith (74) ist Architekt und ehemaliger AGEH-Entwicklungshelfer. Er lebte und arbeitete zusammen mit seiner Frau Brigitte 20 Jahre in Kenia.